

Vom guten Kinde.

J. Kramer-Thorn.

Frisch des Morgens aus dem Bette,
Springt mein Kindchen wohlgemut,
Und — als gält' es eine Wette —
Freudig seine Pflicht es thut.

Seinen ersten Blick es sendet
Auf zu Gott, dem treuen Hort,
Der ja seinen Segen spendet
Guten Kindern fort und fort.

„Herr, in deinen Himmelshöhen,
Habe Dank für jede Gab',
Wollest heut' wie immer sehen
Gnädiglich auf mich herab."

Dann zur Schule eilt's ohn' Säumen,
Lernt mit Eifer und Bedacht.
Kein Vertändeln, kein Verträumen,
Nimmt des Lehrers Wort in Acht.

Hat es seine Pflicht geübet,
Geht es heim mit frohem Sinn;
Nichts sein reines Herz betrübet,
Heiter fließt der Tag ihm hin.

Seine Kindheit ist ein Garten,
Drin gar schöne Blumen blüh'n.
Jedes Kindlein soll sie warten
Stets mit Sorgfalt und Bemüh'n.

Ja ein wahrhaft fromm Gemüte,
Fleiß, Gehorsam, Dankbarkeit,
Sind der Jugend schönste Blüte,
Schaffen Herzensfreudigkeit.



Zum „neunten Ab"

Wenn ihr, liebe Kinder, am Vorabend und am Morgen des neunten Ab — in diesem Jahre also am 29. und 30. Juli — das Gotteshaus besuchet, werdet ihr eine tiefernste Stimmung bei den Synagogenbesuchern wahrnehmen. Auch der wehmütige Ton, mit dem das Buch „Echa" d. i. Klagelieder des Jeremia's und verschiedene andere Lieder vorgetragen werden, sagt euch, dass es sich um die Feier eines aussergewöhnlichen Tages handelt. Es ist eben der neunte Ab, der Tag, der mehr erzählt als ein ganzss grosses Geschichtswerk. An diesem Tage ist im Jahre 586 der salomonische oder erste Tempel durch Nebukadnezar, König von Babylon, und im Jahre 70 (n. Chr.) der zweite Tempel durch Titus zerstört worden. Unter den Trümmern Jerusalems und des Gottestempels, des herrlichsten Bauwerks des Altertums, liegt die Selbstständigkeit des jüd. Reiches für immer begraben.

Zu wiederholten Malen haben die mächtigsten Völker des Altertums ihre Macht an dem winzigen jüd. Stamm versucht, wollten ihn vom Erdboden vertilgen. Nur den verzweifelten Kämpfen der Römer, unterstützt von der Uneinigkeit der Parteien des jüd. Reiches, war es gelungen, seine äussere Macht zu brechen. Aber obgleich tausendmal besiegt und scheinbar zermalmt, hat er sich immer aufs neue erhoben. Alle jenen Völker aber, deren Namen die Welt mit Bewunderung und Schreken erfüllte, sie sind nicht mehr; die Flut der Geschichte hat sie weggespült; aber der jüd. Stamm lebt noch heute und wird — der göttlichen Verheissung gemäss — trotz aller Anfeindungen, Herabsetzungen und Verfolgungen für alle Zeit leben.

Seitdem die Juden in der Zerstörung leben, haben sie kein gemeinsames Vaterland; das Land, in dem sie leben, und dessen Schutz sie geniessen, lieben sie gleich ihren Mitbürgern als ihr liebes Vaterland, als dessen treueste Anhänger sie sich stets erweisen.

Das Heiligtum, von kunstgeübten Händen aus Stein und Holz und Erz erbaut, ist der rohen Gewalt zum Opfer gefallen; aber an seine Stelle ist ein Heiligtum getreten, das allen Versuchen der Vernichtung Trotz bieten, das nicht von des Kriegers rauher Hand vernichtet werden wird: unsere Bethäuser, unsere Schulen und unsere Familien! So lange hier das heilige Feuer des wahren Gottesglaubens brennt, so lange hier die Lehren vom Einig-Einzigen verkündet und Lieder zu seinem Lobe angestimmt werden, so lange wird keine Macht der Erde vermögen, den Bestand der jüd. Glaubensgemeinschaft zu erschüttern.

E. F.

Der Talisman
oder
Zwei Grabschriften.

Erzählung von M. Scherbel.

III. Kapitel.

Sturm und Schiffbruch.

Rodenhein und Lindenberg befanden sich bereits auf offener See und zwar in den Gewässern des Atlantischen Ozeans.

Der stattliche Dampfer barg in sich an Passagieren und Schiffsmannschaft über 500 Personen, die sich aus den verschiedensten Klassen der Gesellschaft zusammensetzten. Rodenhein und Lindenberg kannten sich zwar schon seit langer Zeit, aber diese Beziehungen standen in keinem Vergleiche zu dem Verhältnisse, in welches sie jetzt zu einander getreten. Dieses Verhältnis hatte sich nachgerade zu einem wirklich freundschaftlichen gebildet; — beide wußten, daß sie jetzt in Freuden und Leiden einander angehörten.

Die ersten Wochen der Seereise nahmen mit ihren abwechselnden Schauspielen, die sie darboten, die ganze Aufmerksamkeit der beiden jungen Männer in Anspruch, so daß sie nur selten dazu kommen konnten, sich über die eigenen Angelegenheiten zu unterhalten. Später indes kam es schon vor, daß sie Vergangenheit und Zukunft, insoweit dieselben sie betrafen, zum Gegenstande ihres Gespräches nahmen. So beschäftigt finden wir sie auch an einem wunderschönen Abend auf dem Verdecke des Schiffes sitzen. So weit das Auge reichte, sah man nur das Meer mit seinen sanftgekräuselten Wellen, und über demselben den herrlichsten, klarsten Himmel mit seinen blinkenden, funkelnden und strahlenden Sternen ohne Zahl. In der Mitte derselben der Mond mit seinem sanften, milden Lichte, das sich in dem klaren Wasserspiegel badete. Alles zusammen ein erhebendes und bezauberndes Bild göttlicher Schöpfungskunst, die von dem schwachen Menschen nur angestaunt und bewundert, niemals aber begriffen werden kann.

Darüber sprachen Rodenhein und Lindenberg mit einander. Letzterer meinte, daß das, was von dem Menschen nicht begriffen wird, von ihm auch nicht angebetet werden könne. „Das ist nicht erwiesen", erwiderte Rodenhein hierauf, „das bewegte Innere des Menschen bei solch erhabenen Naturbildern, wie wir eins hier vor uns haben, ist schon Anbetung. Sie werden zugeben, daß auch Sie nicht gleichgiltig dagegen sind. Aber aus dieser ersten Empfindung für das göttlich Erhabene ergiebt sich hernach auch das Bedürfnis, derselben Ausdruck zu geben, und es müßte eine schlechte Gottesverehrung sein, die es lediglich mit dem Verstande und nicht mit dem Gemüte zu thun haben will."

„Und Sie glauben, Rodenhein, daß der Schöpfer des Weltalls, dieser Myriaden Weltkörper, sich um das Einzelwesen des Menschen kümmert, sich mit seinem Schicksal beschäftige?"

„Gewiß, das glaube ich. Wenn das Würmchen im Staube Anspruch auf die Fürsorge Gottes hat, so besitzt sie der Mensch sicherlich auch, ja er hat noch einen größeren Anspruch darauf, er steht dem göttlichen Schöpfer

gewissermaßen näher, weil er dessen Weisheit und Güte zu würdigen weiß; er darf der besonderen Fürsorge Gottes sicher sein."

Lindenberg schüttelte den Kopf.

Rodenhein fuhr fort: „Lassen Sie es, Lindenberg, sich gesagt sein, daß, wenn jeder Mensch seinen Lebensgang einer genauen Betrachtung unterziehen würde, er sicherlich zu obigem Schluß gelangen wird. Sie, lieber Lindenberg, Sie haben sich vielleicht niemals diese Mühe gegeben. Froh und glücklich verlebten Sie die erste Jugend, und die Verhältnisse, unter welchen Sie aufgewachsen sind, waren wenig geeignet, Sie zum rechten Nachdenken zu bringen. Anders war es mit mir; der tiefe Schmerz, meine Eltern zu verlieren, ist mir nicht erspart worden; allein ich erkannte auch, daß aus der Unglückszeit, die ich zu durchleben hatte, ein sicherer Halt mir hervorwuchs, der mich vor einem gänzlichen Untergange bewahrte. Ich hatte gute Menschen gefunden, die sich meiner annahmen, sie waren es, die mir das traurige Los des Waisenkindes auf vielfache Weise erleichterten und erträglich machten."

„Wie kommen Sie aber dabei mit Gott in Berührung," fiel Lindenberg Rodenhein in die Rede. „Das war das Werk guter Menschen, denen sie in undankbarer Weise das Verdienst schmälern, wenn Sie das Ihnen durch sie gewordene Gute auf Gott übertragen."

„Das ist ein falscher Schluß, und Sie würden zu diesem nicht gelangt sein, hätten Sie mich ausreden lassen. Jene guten Menschen handeln nicht anders als im Gefühl der Ehrfurcht vor Gott, zu dessen Ruhm und Heiligung jene Stiftung geschaffen, in welcher ich und mein Bruder ein Asyl gefunden hatten. Denken Sie doch an unsern Landesfürsten. Er hat seine Vertreter im Reiche, die alle in seinem Namen handeln; würden Sie diesen Vertretern ein Unrecht thun, wenn Sie den Schutz, der Ihnen zu teil wird, auf den Landesfürsten zurückführten?"

„Das ist etwas Anderes, Gott braucht keinen Vertreter, er kann alles selbst thun."

„Das kann er, allein er muß die Welt so leiten, wie es für uns Menschen verständlich und begreiflich ist. Und wir Menschen, wieviel an Veredlung erlangen wir nicht dadurch, daß uns Gott zu seinem Werkzeuge braucht; wie hoch steigen wir dadurch nicht im Range über die übrigen Geschöpfe? Gott öffnet nicht die Schleusen des Himmels, um Hülfe zu senden, aber er thut dies durch gute Menschen, wodurch diese in ihrem Werte gehoben werden."

Lindenberg schwieg.

Noch lange saßen beide nebeneinander und besprachen das begonnene Thema, während die übrigen Passagiere sich bereits zur Ruhe begeben hatten. Sie saßen noch, und um sie her hatte die Nacht ihren dunklen Schein ausgebreitet; aber keinen beängstigenden unheimlichen Flor, sondern die liebliche Hülle des Friedens, wie er von dem Sternenheer herniedersprach und in den dunklen Fluten des weitgedehnten Meeres sich wiederfand. Es war sehr spät, als auch sie sich zur Ruhe begaben.

Die Fahrt der Sphinx war bisher eine durchaus glückliche gewesen. Einige Unannehmlichkeiten, wie Nebel und widrige Winde, kamen nicht in Betracht.

Man hatte bereits den Wendekreis durchschnitten, als eines Tages das sonst spiegelglatte Meer unruhig wurde. Kein Wölkchen am Himmel hätte ein bevorstehendes Unwetter angekündigt. Nichtsdestoweniger brach ein immer heftiger werdender Sturm los. Längere Zeit ließ der Kapitän die Passagiere auf dem Verdecke; als aber im Süden des Himmels einzelnes Ge-

wölk zur schwarzen Masse sich anballte, ersuchte er dieselben, ihre Kajüte aufzusuchen. Auf wiederholtes Bitten der Passagiere gewährte er ihnen noch eine Viertelstunde zur Beobachtung des Schauspiels, welches die Natur vor ihren Augen entfaltete. Schwarze Wolken hingen an der einen Seite des Horizonts, während leichte weißliche Wolkengebilde an seinem andern Teile wie Schneeflocken in der mittleren Luftregion schwammen und die Hauptmasse langsam den Zenith hervorspie. Einen Augenblick sah der Himmel an einer Stelle hellblau, an der andern kupferfarbig und dunkelgrün aus. Blitze schlängelten sich durch diese schimmernde Masse, und der Donner mischte sich darin, nicht der murrende langgedehnte Donner wie auf dem Lande, wo der Ton ab- und zurückprallt, sondern in abgestoßenen, kurzen Schlägen, da er auf der weiten Wasserfläche kein Echo fand.

Nach allen diesen Vorspielen kam endlich das Wetter heran; dem gerissenen Himmel entstürmte der Regen in ungeheuren Tropfen. Das Meer entwickelte allmählich seine Wasserberge, und der Sturm riß mit Gewalt an den Masten des Schiffes, so daß das Ganze nur einen Ton, nur ein Klagelied zu haben schien.

Jetzt bestand der Kapitän darauf, daß das Verdeck von allen geräumt werde, die nicht zur Bedienung des Schiffes gehörten. Und unten im Zwischendeck vernahm man eine wahre Höllenmusik, zwischen welcher sich das Rufen des Kapitäns, das Schreien der Matrosen, das Brüllen der Wogen und das Quietschen der Hebezeuge mischte.

Der Donner hatte aufgehört, aber der Sturm war zum Orkan angewachsen. Die riesengroßen Wellen warfen das Schiff wie einen Spielball umher, und als der Kapitän auf einen Augenblick nach dem Mitteldeck kam, um sich in den unteren Schiffsraum zu begeben, konnte man deutlich auf seiner Stirn das Bedenkliche der Situation lesen, in welcher man sich befand. Das Schiff hatte unter der Gewalt des Sturmes seinen Kurs verloren; man war, wie sich später zeigte, in die Nähe mehrerer, das Kap der guten Hoffnung umgebenden Inseln gelangt, um welche sich zahlreiche gefährliche Felsenriffe zogen.

Da — plötzlich ein gewaltiger Ruck, der alles auf dem Schiffe erbeben ließ, und im nächsten Augenblick saß dasselbe fest. Der Kapitän ließ Volldampf geben, um es wieder loszubringen, aber bald stellte es sich heraus, daß das Schiff in seinem unteren Teile beschädigt war; das Wasser drang in seinen Maschinenraum und löschte die Feuer unter demselben aus. Als diese Nachricht von einem Matrosen kundgethan war, entstand unter den Passagieren eine furchtbare Aufregung. Es gab keinen Halt mehr, alles stürzte nach oben, um sich selbst von der gefährlichen Lage, in der man sich befand, zu überzeugen. Vergebens befahl der Kapitän, nach dem Zwischendeck zurückzukehren. Seine Stimme verhallte in dem Toben des Sturmes, der die Wellen des aufgewühlten Meeres über das Verdeck schleuderte, wo sie alles mit sich fortrissen, was in ihren Bereich kam. Zwei Matrosen waren bereits die Opfer der immer aufs neue sich wiederholenden Sturzwellen geworden. Hierdurch waren die nach oben geströmten Passagiere gezwungen, sich wieder in das Innere des Schiffes zurückzuflüchten. Hier waltete das Entsetzen im höchsten Grade und kam in verschiedener Weise zum Ausdruck. Die Einen liefen wie besessen im Raum umher, andere starrten in stiller Verzweiflung vor sich hin, noch andere riefen Gott um Hülfe und Rettung an.

Rodenheim und Linderberg hatten sich nach einer Ecke zurückgezogen. Der tiefe Ernst der Situation gab sich in ihrer Haltung kund. Rodenheim,

heftig bewegt und wohl von dem, was ihnen bevorstand, ergriffen, ließ es dennoch kaum zu einem Ausbruch seiner Gefühle kommen, während Lindenberg in heftigen Geberden und Aeußerungen sich erging und seine Erregung in Worten Luft machte. „Die Lage beginnt in der That, fatal zu werden" — sprach er in diesem Augenblick — „wir werden unser Leben daran setzen müssen."

„Wir wollen noch nicht das Schlimmste erwarten" sagte Rodenheim.

„Jetzt ein Ruck, eine Bewegung des Schiffes — das Schiff geht los" rief Lindenberg aufatmend. —

„Aber sicherlich schwerverletzt und dem Sinken nahe. —"

„Und das sagen Sie in solcher Ruhe, Rodenheim?" —

„Was ist dagegen zu thun? — Hoffen wir, daß Gott uns durch irgend eine Weise vom Untergange retten wird."

„Gott — wieder die alte Geschichte — Sie sehen ja, was er thut?"

In diesem Augenblick stürzte der Kapitän herein — „alle Mann über Bord!" rief er den ihn Umzingelnden zu. „Das Letzte, was Sie thun können, ist, die Schwimmgürtel an sich zu bringen. Suchen Sie sich auf diese Weise zu retten, denn die Böte würden, wenn ich sie auch ins Wasser ließe, im nächsten Augenblick kentern oder vom Sturm zertrümmert werden."—

Ein Matrose brachte eine große Anzahl dieser Schwimmgürtel herbei. Diese bestanden aus Kork mit dicker, guttapercha-durchtränkter Leinwand bedeckt und mit festen, dünnen Stricken zum Anhalten umzogen. Ein solcher Ring vermag indes nur ein wenig länger über Wasser zu halten, aber was wollte das sagen gegen die wütend schlagenden Wassermassen und um die Klippen wildschäumende Brandung!

„Das Schiff sinkt!" — hörte man's von oben nochmals tönen, und nun war keines Bleibens mehr; alles stürzte hinauf. Rodenheim und Lindenberg beschlossen, möglichst bei einander zu bleiben, und wenn es nicht anders sein sollte, mit einander zu sterben. Sie standen in diesem Augenblicke oben auf dem Verdecke, festgeklammert an ein Stück des Geländers, das Sturm und Wellen bis jetzt noch nicht fortzureißen vermochten.

Es mochte ungefähr 4 Uhr nachmittags sein. Der Himmel hatte sich etwas aufgehellt, während der Sturm noch fortwütete. Ungefähr 15 Fuß vom Schiffe ragte ein Fels aus dem Meere hervor, auf dem sich bereits einige Schiffbrüchige befanden. — „Dorthin wollen auch wir", sagte Lindenberg auf den Fels zeigend; „säumen wir nicht länger." Beide nahmen die Schwimmgürtel an sich und stürzten sich in das schäumende Meer. Allein, trotzdem sie beide des Schwimmens kundig waren, und trotzdem sie den Rettungsapparat besaßen, würden sie sicherlich ihr Grab in dem Meere gefunden haben, wenn nicht zufällig Rodenheim von einer mächtigen Welle nach jenem Felsen geworfen worden wäre. Er fühlte festen Boden unter seinen Füßen. Nicht so Lindenberg. Immer von neuem von der Brandung zurückgeworfen, hatte er noch einen schweren Kampf um das Leben zu bestehen.

Rodenheim hatte sich etwas erholt, er fühlte seine Kräfte im Zunehmen begriffen. Dieses erkennend und dort den Freund im schwachen Ringen gegen den Untergang wahrnehmend, sprang er wieder in die Flut. Die Vorsehung unterstützte den Heldenmut des Jünglings. Er kam an Lindenberg heran, als dieser, bis zum Tode erschöpft, den weiteren Kampf mit den Elementen beinahe aufgegeben hatte. Mit aller Kraft erfaßte Lindenberg den Arm des Freundes, und die Brandung war mitleidig genug, in heftigem Aufschäumen die Beiden dem Felsen zuzutreiben. Da lagen sie beide halb ohnmächtig auf dem

zackigen, felsigen Boden. Sie konnten leicht von der wiederkehrenden Flut zurückgerissen werden. Aber oben auf der Plattform des Felsens hatte man sie bereits bemerkt; man kam herab und brachte mit vereinten Kräften die Bewußtlosen in Sicherheit.

Die „Sphinx" war ein Wrack geworden, als der Sturm sich legte, und eine Stunde darauf lächelte der blaueste Himmel auf die Stätte des Unglücks herab.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung:

Seite 198 Zeile 18 von oben ist einzuschalten „Uhrmacherei".

Der Zar und der Rabbi.

Nach dem Russischen von Albert Katz.

Es war im Jahre 1840. Kaiser Nicolaus inspizierte die in den West-Gouvernements und im Königreiche Polen garnisonierenden Truppen und besuchte aus diesem Anlaß auch die Stadt Homel im Gouvernement Mohilew, wo zur Zeit die von den Generälen Rodinger und Baron Offenberg befehligten Infanterie- und Kavallerie-Regimenter stationiert waren. Der Zar war auf derartigen Reisen kein Freund von Empfangsfeierlichkeiten und sah es nicht gern, wenn seitens der städtischen Behörden ihm zu Ehren besonderer Aufwand getrieben wurde. Sein Aufenthalt in den Inspektionsorten währte gewöhnlich zwei oder drei Tage. In früher Morgenstunde sah man ihn an der Spitze der Truppen dem Exerzierplatze zueilen, wo er in eigener Person das Kommando führte. Nach des Tages Mühen liebte er es, dann in einfacher Offiziersuniform ohne jede Begleitung einen Spaziergang außerhalb der Stadt zu machen, und so lustwandelte der Zar zuweilen, in Gedanken versunken, stundenlang, froh, wenn er, der Gefürchtete, von niemandem erkannt wurde. Selbst in Warschau, unter den zur damaligen Zeit nach Revolution lechzenden Polen, ließ er es sich nicht nehmen, ohne Schutz und Begleitung in den Irrwegen des Lazenkagartens zu promenieren, und die Gensdarmen, denen des Zaren Naturell nicht unbekannt war, hüteten sich, ihm auf seinen einsamen Spaziergängen in den Weg zu geraten.

Auch hier in Homel blieb der Zar seiner Gewohnheit treu. Es war ein heißer Sommertag. Die Sonne sandte glühenden Brand nieder, der Staub der ungepflasterten Straßen der Stadt glühte wie Kohlen, und Mensch und Vieh verbarg sich vor der sengenden Glut des Tagesgestirns. Man atmete auf, als in den ersten Nachmittagsstunden dunkle Wolken das Firmament umzogen und dann erquickenden Regen niedersandten. Ein frischer Lufthauch durchzog die Straßen der Stadt. In einen leichten Sommermantel gehüllt, eine weiße Offiziersmütze auf dem Haupte und einen Spazierstock in der Rechten,

verließ der Zar gegen Abend sein Palais und begab sich wie gewöhnlich ohne jegliche Begleitung nach der Linden-Allee außerhalb der Stadt. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne, von rötlichen Wolken umgeben, spiegelten sich, in den vergoldeten Kirchtürmen, dann tauchten die purpurblauen Schatten des Abends auf, und die Fläche des Sees zur Rechten des Fahrwegs erzitterte in mattgoldenen und violetten Farben. Ergriffen von dem herrlichen Abendbilde, stand der Zar in anbetender Bewunderung der Majestät der göttlichen Natur, als er plötzlich aufhorchte; denn er vernahm nahende Schritte, und sich umwendend, gewahrte er einen ehrbar aussehenden, alten Juden. Eine Weile standen sich die beiden Männer schweigend gegenüber, ohne die prüfenden Blicke von einander zu wenden. Endlich winkte der Zar den Juden heran. Gemessenen Schrittes näherte sich jener und fragte: „Sie wünschen, mein Herr?“

„Warum nimmst Du den Hut nicht ab?“ gab der Zar gemütlichen Tones die Frage zurück. „Weißt Du denn nicht, wer und was ich bin?“

„Und wissen Sie, mein Herr, wer und was ich bin?“

„O, dazu“, lachte der Zar, „gehört nicht viel; wer würde es nicht gleich beim ersten Anblick merken, daß Du ein «Zyd» bist?“

„Zyd, Zyd,“ wiederholte der Jude gelassen, aber unwilligen Tones, „Herr! Wenn meine Augen mich nicht täuschen, gehören Sie zur besseren Gesellschaft, und deshalb muß ich mich umsomehr wundern, daß Sie sich eines solchen Schimpfwortes bedienen. Ich setze voraus, daß Sie die fünf Bücher Moses, die Propheten und Psalmen gelesen haben. Fanden Sie in diesen, auch Ihnen heiligen Büchern je das Wort «Zyd»? Die Juden sind in unverbrüchlicher Treue ihrem Gotte und ihrem Kaiser ergeben und verdienen diesen Schandnamen nicht. Da Sie, ein Mann der besseren Gesellschaft, mich mit «Zyd» anredeten, gebietet mir mein Ehrgefühl, Ihnen nicht weiter Rede zu stehen — Adieu!“

Der Zar merkte, daß der Zufall ihm einen Mann in den Weg geführt, der nicht wußte, daß er vor dem mächtigen, gefürchteten Kaiser Nikolaus steht. Das amüsierte ihn, er hielt den Juden am Rockärmel zurück und sagte beschwichtigend: „Entschuldigen Sie, ich wollte Sie keineswegs beleidigen. . . . Sind Sie aus Homel?“ „Nein!“ . „Sie haben wohl hier Geschäfte zu erledigen?“ „Auch das nicht!“ „Und was sonst hat Sie hergeführt?“ „Ich kam, um den Kaiser zu sehen.“ „Ach so! Sie haben wohl ein Gesuch zu überreichen?“ „Bewahre! Ich bin, Gott sei Dank, mit meinem Los zufrieden und verfolge mit meiner Reise keinen anderen Zweck, als unseren glorreichen Kaiser, für den wir allsabbathlich beten, und dem wir in Liebe und Ehrfurcht ergeben sind, von Angesicht zu Angesicht zu schauen und alsdann den Gott unserer Väter mit den Worten zu preisen: „Gelobt seist Du Ewiger, unser Gott, König der Welt, der Du von Deiner Herrlichkeit mitgeteilt hast dem Sterblichen.“ „Haben Sie denn den Kaiser noch niemals gesehen?“ „Nein,“ erwiderte der Jude, und ein Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Aber warum haben Sie nicht die Gelegenheit wahrgenommen, ihn heute nachmittags, als er an der Spitze der Truppen vom Exerzierplatz in die Stadt einrückte, sich anzusehen?“ „Weil ich leider zu spät hier angelangt bin. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn es mir wenigstens morgen gelingen würde, ihn zu sehen!“ „Sind Sie ein Kaufmann?“ „Nein. Ich bekleide ein Ehrenamt in einer jüdischen Gemeinde.“ „Dann sind Sie gewiß Rabbiner!“ „Ja, Herr! Diesmal haben Sie richtig geraten: ich bin Rabbiner.“ „In der hiesigen Gemeinde?“ „Nein, in einer viel größeren.“ „In Berditschew?“ „Nein auch nicht in Berditschew: ich bin der Rabbiner von Sklow. Nun wissen Sie, wer und was ich bin.“

Sklow war damals wegen der vielen Gelehrten und weltbekannten Rabbinen, die dort lebten und wirkten, rühmlichst bekannt. Der Zar, der von dieser Gelehrtenstadt Kenntnis gehabt haben mochte, entblößte lächelnd sein Haupt und sprach: „Nun begreife ich, warum Sie den Hut nicht gelüftet haben, als Sie mich trafen . . Aber ich glaube,“ fuhr der Zar nach einer kurzen Pause fort, „auch wenn Sie Rabbiner von Sklow sind, wäre es doch Ihre Pflicht gewesen, den Hut vor mir zu ziehen; wissen Sie denn wirklich nicht, wer ich bin?“

„Nein! Ich halte Sie für einen Offizier, für einen Oberst.“

„Nicht geraten, Herr Rabbiner,“ sagte der Zar, kaum mächtig, sich des Lachens zu erwehren, „ich bin mehr als ein Oberst.“

„Vielleicht gar ein General!“ rief der Rabbiner erregt, trat einige Schritte rückwärts und faßte mit zitternder Hand an den Rand des Hutes.

„Noch mehr als ein General!“

„Vielleicht gar Rodinger?!“ Und ohne die Antwort abzuwarten, trat er noch einige Schritte zurück, riß schnell den Hut vom Kopfe und verbeugte sich tief; denn er zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß er vor einem hohen Würdenträger stand.

„Noch mehr als Rodinger!“ lachte der Zar, ohne sein Auge von dem geängstigten Rabbi abzuwenden.

„Dann“, stotterte jener, fast gelähmt von jähem Schrecken, „dann sind Sie Fürst Paskewitsch!“

„Noch mehr als Fürst Paskewitsch, Herr Rabbiner.“

Sprachlos und in tausend Ängsten, entblößten Hauptes und am ganzen Leibe zitternd, bot der Rabbi von Sklow ein Bild des Jammers. „Wer mag dieser sonderbare Herr sein?“, so marterte er sein Gehirn. „Vielleicht gar der Adjutant des Kaisers? . . . Und wenn er es ist, was habe ich zu fürchten?“ so beruhigte sich der Rabbi, und neuen Mut fassend, näherte er sich vertraulich dem Zaren und sprach: „Ich glaube es nicht, daß Sie noch mehr sind als Paskewitsch. Selbst Fürst Paskewitsch würde nicht ohne Schutz und Begleitung allein promenieren und mit einem Juden eine Unterhaltung anknüpfen, geschweige denn, daß es hier ein noch höherer kaiserlicher Würden-

träger thäte. Sie haben sich gewiß nur einen Scherz gestattet, um an meiner Angst und Aufregung sich zu ergötzen. Aber ich zürne Ihnen deshalb nicht. Leben Sie wohl! Doch bevor wir uns trennen, muß ich Sie gehorsamst bitten, unser Gespräch niemandem mitzuteilen; denn böse Menschen geben zuweilen auch den harmlosesten Worten eines Juden eine schlechte Deutung. Ich wiederhole nochmals, daß ich Sie zwar für einen großen Herrn, aber nicht für einen noch größeren als Fürst Paskewitsch halte. Leben Sie wohl und zürnen Sie dem dreisten Rabbiner von Sklow nicht!"

Bevor der Zar erwidern konnte, war der Rabbi seinen Augen entschwunden.

Noch an demselben Abend erzählte der Zar dies Erlebnis dem Kommandeur Grafen Benkendorf und ließ durch ihn den Polizeipräsidenten beauftragen, unverzüglich die Wohnung des Rabbi ausfindig zu machen und dafür zu sorgen, daß derselbe am nächsten Morgen zufällig einen Platz in der nächsten Nähe des Kaisers erhalte . . . . .

Ein kaiserlicher Wagen, mit sechs prächtigen Rossen bespannt, stand bereit, den Zar zu den, in der Umgegend manövrierenden Truppen zu bringen. Vor dem Portal des Schlosses, wo der Kaiser Quartier genommen hatte, war eine festlich geschmückte Menschenmenge versammelt, um noch einmal den mächtigen Beherrscher aller Reußen zu sehen. Und unter diesen Tausenden von Neugierigen, inmitten der Aristokraten, höheren Beamten und angesehensten Bürger der Stadt, stand der Rabbi von Sklow in freudiger Erregung, durch die auffallende Zuvorkommenheit der Polizeiorgane ohne weiteres einen so guten Platz gefunden zu haben. Plötzlich verstummte der Lärm, und Aller Augen richteten sich nach dem Portal, aus welchem der Zar in demselben Promenaden-Anzug, den er am Abend zuvor getragen, heraustrat. Ihm folgte der Kommandeur Benkendorf, der ein seidenes Kissen trug, auf welchem eine goldene Medaille lag. Der Zar ließ seinen Blick über die Menge schweifen, und als er den Rabbi gewahrte, trat er schnell an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: Sdrawstwui moi poczteny Schklowsky Rawinn! (Sei gegrüßt, geehrter Rabbiner von Sklow!) Diese Medaille überreiche ich Dir für Deine Treue zum Kaiser; trage sie als Zeichen meiner Huld und Hochachtung zum ewigen Andenken an die gestrige Stunde auf Deiner treuen Brust!"

Ohnmächtig, ein Wort des Dankes hervorzubringen, sank der Rabbi vor dem Zaren in die Knie und küßte abwechselnd bald den Saum des kaiserlichen Mantels, bald das ihm überreichte Ehrengeschenk. Ein tausendfaches Hurrah ertönte, und noch bevor der Rabbi seine Fassung wiedergewann, hatte der Kaiser seinen Wagen bestiegen und fuhr blitzschnell von dannen.

Langsam erhob sich der Rabbi und den thränenfeuchten Blick gen Himmel wendend, betete er: „Gelobet seist Du, Gott, der Du von Deiner Herrlichkeit hast mitgeteilt dem Sterblichen!"

„Wie ich die Osterferien verlebt habe."

I. Preisarbeit.

Richard Meyer-Berlin, Kgl. Wilhelms-Gymnasium.

(Schluß.)

Auf der Piazzetta, dem Platze vor dem Dogenpalast, stehen zwei Säulen; auf der einen ist der geflügelte Löwe von San Marco, während auf der andern der heilige Theodor auf einem Krokodile dargestellt ist. Vom Dogenpalast führt eine kleine Brücke, die Ponte de Lospiri, die Seufzerbrücke genannt, in die Gefängnisse hinein. Dort wurden die politischen Verbrecher gefangen gehalten, und wer einmal die Seufzerbrücke überschritten hatte, sah das Tageslicht nicht wieder. Auch machten wir eine sehr interessante Fahrt auf dem Canale Grande. Zu beiden Seiten sieht man wunderschöne alte Paläste, die früher den Nobilis von Venedig gehörten. Sehr interessant ist auch die Rialtobrücke, die in einem großen Bogen über den Canal hinwegführt.

Wir besuchten auch die große Glasfabrik von Testolini, wo wir Gelegenheit hatten, die Glas- und Mosaikarbeiter bei ihrer kunstvollen Arbeit zu sehen. Bei einem Gange durch die Stadt kamen wir auch durch das Ghetto. Es ist dies das Viertel, wo früher nur Juden wohnen durften. Zum Peßachfest waren wir dort in der Synagoge; doch erschien mir der Gottesdienst nicht so schön wie bei uns.

Dann aber machten wir ein Ereignis mit, das mir unvergeßlich bleiben wird. Ich meine das Erdbeben, wovon hauptsächlich Südösterreich und ein Teil Obertaliens betroffen wurde. In der Nacht vom ersten zum zweiten Osterfeiertage wurden wir plötzlich durch ein heftiges Schwanken unserer Betten und Klirren der Fensterscheiben und Thüren jäh aus dem Schlafe erweckt. Wir hatten ungefähr das Gefühl, als ob wir bei stürmischem Seegange in einer Schiffskabine lägen und vom Sturme hin- und hergeworfen würden. Im ersten Augenblicke konnten wir uns die Erscheinung nicht erklären, aber nur zu bald wurden wir gewahr, daß es sich nur um ein Erdbeben handeln konnte. Nachdem wir den ersten Erdstoß, der sechzehn Sekunden dauerte, überstanden hatten, wurden wir noch dreimal in derselben Nacht durch Erdstöße erweckt, die aber von bedeutend kürzerer Dauer waren. Die meisten Gäste aus unserm Hotel flohen auf den Markusplatz, auf dem Tausende von Menschen versammelt waren. Zum Glück fand kein ernsterer Unfall statt, und so beruhigten sich bald wieder die erregten Gemüter. Am andern Tage mußten wir uns, wenn auch schweren Herzens, von Venedig trennen.

Noch an demselben Abende erreichten wir Triest, die größte Hafenstadt Österreichs. Hier war das Erdbeben noch stärker verspürt worden, und die Bevölkerung war noch in großer Erregung. Zu meiner Freude hörte ich am andern Morgen, daß gerade ein sehr großes Schiff aus Bombay, die Imperatrix, dem österreichischen Lloyd gehörig, eingelaufen sei. Wir fuhren

nun nach dem Hafen; welches Leben bot sich unsern Blicken dar! Schiffe aus den verschiedensten Ländern lagen dort vor Anker. Wir erhielten die Erlaubnis, die Imperatrix besuchen zu dürfen. Ich hatte noch nie ein Schiff von solcher Größe gesehen, und man kann garnicht den Gedanken fassen, daß ein solches Schiff untergehen könne. Den besten Begriff, wie ein solches Schiff gebaut und hergestellt wird, erhielten wir, als wir das Arsenal des österreichischen Lloyd besuchten und dort in den Werkstätten und Maschinenräumen herumgeführt wurden. Hier werden alle Schiffe dieser Gesellschaft gebaut, und wir sahen zufällig ein wunderbares Schiff, die Habsburg, das soeben vollendet worden war und in den nächsten Tagen vom Stapel laufen sollte. Den nächsten Tag widmeten wir einer Spazierfahrt nach Miramar, welches als das schönste Lustschloß gelten soll. Hier wohnte früher der unglückliche Erzherzog Maximilian von Österreich. Glücklich und voll der schönsten Hoffnungen, schiffte er sich nach Mexiko ein, um sich dort als Kaiser krönen zu lassen, und wurde später daselbst auf schmählichste Weise durch Beschluß des Kriegsgerichts erschossen. Der Gedanke an dies so sehr traurige Ereignis stimmte uns alle wehmütig. Hart am adriatischen Meere gelegen, ist das Schloß schon von weitem sichtbar. Sein Inneres ist kostbar ausgestattet. Manche Zimmer sind genau so geblieben, wie sie der Kaiser Max verlassen hat. Aber das Schönste an Miramar ist doch sein wunderbarer Park. Hier sind die schönsten Pflanzen zu schauen. Der Gärtner, der uns herumführte, zeigte uns einen Kamelienhain, dessen Bäume Tausende von Blüten schmückten. Außerdem gab es prachtvolle Palmen und Kacteen zu bewundern, und fast an jedem Plätzchen hat man eine wunderbare Aussicht aufs Meer. Nach kurzem Aufenthalte in dem herrlich gelegenen Abbazia wandten wir uns nun unserm letzten Reiseziel, der Hauptstadt Österreichs, Wien zu. Wir berührten dabei das so arg vom Erdbeben heimgesuchte Laibach und passierten den Semmering. In Wien statteten wir zuerst dem Stefansdome, dieser alten interessanten Kirche, einen Besuch ab. Sie birgt viele Kunstschätze, besonders sind die Kanzeln derselben in sehr schöner Holzschnitzerei ausgeführt. Auch waren wir in der Kapuzinerkirche, an welche sich deren Hauptsehenswürdigkeit, die Kapuzinergruft, anschließt. Es ist dies ein Gewölbe, in der fast alle Sarkophage des österreichischen Kaiserhauses stehen. Einen besonders großartigen Eindruck macht der prächtige Sarkophag der Kaiserin Maria Theresia, die hier vereint mit ihrem Gemahl, Franz von Lothringen, ruht. Auf dem Sarge des Kronprinzen Rudolph waren noch zahlreiche Kränze zu sehen, darunter auch einer von unserm Kaiser. Bei einer Fahrt durch die wundervolle Ringstraße fielen mir besonders die großartigen Gebäude auf. Wohl die schönsten von ihnen sind die beiden Museen. Das eine wird das kunsthistorische, das andere das naturhistorische genannt. Beide sind auch im Innern großartig ausgestattet und bergen ungeheure Schätze. Im ersten interessierten mich besonders die wundervollen Bilder alter Meister. Leider konnten wir das Schönste, die Rubenssäle, nicht sehen, weil gerade Ver-

änderungen darin vorgenommen wurden. Das naturhistorische fand ich fast noch schöner, da ich mich für Naturwissenschaften sehr interessiere. Hier befinden sich die wertvollsten Sammlungen von in- und ausländischen Tieren. Alle Arten und Gattungen sind dort vertreten. Ganz besondes großartig sind die Stein- und Insektensammlungen, wie ich solche noch niemals zu sehen Gelegenheit hatte. In der Edelsteinsammlung fiel mir besonders ein Strauß auf, der aus den verschiedensten Edelsteinen gefertigt und ein Brautgeschenk für Maria Theresia von ihrem Bräutigam war. Zwischen den beiden Museen, gegenüber der kaiserlichen Burg, erhebt sich das Maria Theresia-Denkmal, welches erst vor einigen Jahren enthüllt worden ist. Die Kaiserin befindet sich in sitzender Stellung; an den vier Ecken des Postaments sind berühmte Zeitgenossen dargestellt und die Reliefs zeigen Hauptmomente ihrer Regierung. Eines Abends besuchten wir auch das neue Burgtheater. In den Foyers und Vorräumen sieht man die Bilder aller berühmten Schauspieler und Schauspielerinnen, die an diesem Theater gewirkt haben. Zum Schlusse unseres dortigen Aufenthaltes machten wir noch eine Fahrt durch den Prater, der ungefähr gleichbedeutend mit unserm Tiergarten ist. Dann nahmen wir Abschied von Wien und der schönen blauen Donau und kehrten nach unserm lieben Berlin zurück. Mit dankerfülltem Herzen mußte ich an den schönen Spruch Eichendorffs denken:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Denn schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Thal und Strom und Feld."

Berlin, den 22. Juli 1895.

Lieber Arthur!

Es bedurfte nicht erst Deiner Erinnerung an den bevorstehenden 9. Ab; denn ich besitze und benutze den Engel'schen Kalender. Zum Lohne für Deine Aufmerksamkeit will ich Dir heute — Deinem Wunsche gemäss — eine Beschreibung des ersten Tempels geben. Eine Betrachtung über den 9. Ab findest Du an einer andern Stelle in diesem Blatte.

Der erste Tempel.

König David, der dem Gottesdienste besondere Fürsorge widmete, hatte schon die Absicht gehabt, anstatt des Zeltes, in welchem die Bundeslade seit der Wüstenwanderung sich befand, einen prächtigen Tempel zu erbauen, aber erst sein Sohn Salomo sollte diese Absicht ausführen. Doch hatte David selbst noch den Berg Moria für den Tempelbau bestimmt und viel Gold und Silber und andere Stoffe dazu gesammelt; auch gab er seinem Sohne ein Vorbild des ganzen Tempels und aller Geräte; hierzu spendeten dann alle Fürsten, Stammeshäupter und andere Vornehme freiwillige Gaben.

Salomo (1018—978) begann im 4. Jahre seiner Regierung den gewaltigen Bau auf dem Berge Moria. Dieser lag nordöstlich vom Berge Zion und wurde mit ihm durch eine Brücke verbunden; daher der Name Zion auch für den Tempelberg Moria gebraucht wurde.

Zwei Vorhöfe umgaben das ganze Heiligtum, nämlich der grosse oder äussere Vorhof (Vorhof des Volkes), und der innere (obere) Vorhof (der Vorhof der Priester). Der Haupteingang war im Osten. In dem Vorhof der Priester waren die zum Opferdienst erforderlichen Geräte aufgestellt: der grosse eherne Altar; ferner ein kunstvoll gearbeiteter, grosser Wasserbehälter, genannt das eherne Meer, der auf 12 ehernen Rindern ruhte (je 3 nach einer Himmelsgegend); endlich 10 eherne Becken zum Reinigen der Opferstücke (5 auf der rechten, 5 auf der linken Seite); sie ruhten auf Gestellen, die mit Rädern versehen waren.

Von dem Vorhofe gelangte man in die Halle (Ulam), welche die ganze, 20 Ellen betragende Breite des Tempels einnahm und eine Tiefe von 10 Ellen (natürlich von Osten nach Westen) hatte. Zwei riesenmässige hohle, aus Erz gegossene Säulen standen am Eingang zur Halle; ihre Köpfe (Kapitäle) hatten die Gestalt einer aufgebrochenen Lilie und waren mit einem netzförmigen Gitterwerk in der Art von Laubgewinden umschlungen und mit einem Schmuck in Form von Granatäpfeln verziert.

Eine Flügelthüre aus Cypressenholz führte von der Halle in das Heilige (Hechal). In diesem standen: der goldene Altar, 10 goldene Tische und 10 goldene Leuchter (5 zur Rechten und 5 zur Linken).

Eine Wand schied das Heilige vom Allerheiligsten, welches ebenso hoch wie lang und breit war (je 20 Ellen). In dieses führte eine Flügelthür aus Ölbaumholz, welche mit dem buntgewirkten Teppich versehen war. Im Allerheiligsten stand die Bundeslade mit den 2 steinernen Tafeln. Für dieselbe liess Salomo 2 Cherubim (Engelsgestalten) aus Ölbaumholz verfertigen, die 10 Ellen hoch waren und ganz mit Gold überzogen wurden. Sie waren so auf der Lade aufgestellt, dass die inneren Flügel einander berührten, die äusseren aber an die Wand reichten.

Die Wände des Heiligen und Allerheiligsten waren mit Cedernholz getäfelt, das mit kunstreichem Schnitzwerk verziert und mit Gold belegt war. Die Thüren an beiden Eingängen gingen in goldenen Angeln und waren mit ähnlichem Schmuck bekleidet. Der Fussboden in beiden war mit Cypressenholz gedielt und mit Gold ausgelegt.

An den äusseren Mauern des Tempels war auf 3 Seiten (im N., W. und S.) ringsum ein Nebenbau angebracht. Dieser hatte 3 Stockwerke (je 5 Ellen hoch), die durch eine Wendeltreppe mit einander verbunden und in 20 Gemächer abgeteilt waren. In ihnen wurden Schätze, Waffen, Vorräte und dergl. aufbewahrt. Erst über diesen Stockwerken waren die Fenster des Tempels angebracht, in dem es somit nicht all zu hell gewesen sein kann.

Das ist der Salomonische Tempel, auch der erste Tempel genannt, der über 400 Jahre gestanden hat, bis er durch Nebukadnezar im Jahre 586 zerstört und seine Geräte nach Babylon gebracht wurden.

Eine Schilderung des zweiten Tempels bringe ich Dir in einer der nächsten Nummern.

Mögen Dir die so angenehm begonnenen Ferien auch weiter gut bekommen!

Gesellschaftsspiel.

Sprichwörter &c. raten.

Die Gesellschaft, aus der sich derjenige, der raten will, entfernt hat, bestimmt ein Citat aus einem bekannten Klassikerwerk oder den Anfang eines Liedes. Jeder der Mitspielenden erhält nun ein Wort aus demselben in richtiger Reihenfolge und hat auf

eine beliebige Frage des Raters eine Antwort zu geben, die das betreffende Wort enthalten muß.

Man erwählt einen, der das Anfangswort hat, und geht dann der Reihe nach weiter; jeder darf nur eine Frage beantworten.

Das zu ratende Sprichwort, Citat oder dergl. muß möglichst wenig auffallende Worte enthalten; um so interessanter ist das Spiel, z. B. Wie du mir, so ich dir.

(Für die Kleinsten.)

Spielet nicht mit Feuer.

Alles, was leicht brennen muß:
Streichholz, Pulver, Spiritus —
Hör' und merke dir geschwind —
Ist kein Spielzeug für ein Kind.

Find'st ein Streichholz, noch so klein,
Gieb's sofort den Eltern dein;
Siehst's in Kindes Händchen dort,
Sanft und freundlich nimm's ihm fort.

Reibe nie ein Streichholz an
Eigenmächtig, kleiner Mann;
Haben's Eltern so bestimmt,
Wirf's nicht weg, so lang' es glimmt.

Steht die Lampe auf dem Tisch,
Stoß ihn nicht und ihn nicht wisch,
Ziehe auch die Decke nicht,
Ruhig sitzen sei dir Pflicht.

Leute, die da Lampen tragen,
Darfst du auch im Scherz nicht jagen,
Darfst sie lachend niemals necken,
Und sie scherzend nie erschrecken.

Und zum Schlusse merke fein
Dieses wicht'ge Sprüchelein:
Boden, Keller, Scheune Stall, —
Off'nes Licht auf keinen Fall!

J. Josephsohn.



Wer erräť's?

Die Namen derjenigen Abonnenten, die in den ersten 8 Tagen richtige Lösungen an uns gelangen lassen, werden hier veröffentlicht.

Antwort zum Rechenrätsel in No. 12.

Nach Auftrag sollte Martha

30 mal 2 Eier für 10 Pf. verkaufen, das macht 3 M.
und 20 mal 2 Eier für 10 Pf. „ „ 2 M.

Summa 5 M.

Da sie aber die zwei Schock Eier, wie angegeben, zusammenthat, so hat sie 24 mal je fünf Eier zu 20 Pf. verkauft, nämlich:

24 mal 2 Eier zu 10 Pf. = 2,40 M.

demnach entstand gegen oben ein Verlust von 60 Pf. und

24 mal 3 Eier zu 10 Pf. = 2,40 M.

gegen oben ein Gewinn von 40 Pf.

60 Pf. Verlust und 40 Pf. Gewinn ergiebt einen Verlust von 20 Pf.

Auflösungen zu No. 13.

I. **Silbenrätsel.**

Base Rabe Elsa Sage Lanze
Aster Alme = **Breslau.**

II.

Stamm — Buch = Stammbuch.

III. **Silbenrätsel.**

Judäa Gegend Freundschaft
Leder Kaserne =
Jugendfreundleser.

I. Silbenrätsel.

Aus nachstehenden 17 Silben:
a am ban be cho e e el ha
la ma nel nu re ri sim tun
sind folgende Wörter zu bilden:

1. König von Juda. 2. Eine im im Buche Josua erwähnte Stadt. 3. König von Portugal. 4. Unterirdischer Gang. 5. Ein israel. König. 6. Wiederhall. 7. Ein Verwandter Jakobs.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter sind von oben nach unten zusammengesetzt zu lesen. Wer das Rätsel errät, erhält eine Million.

(Eings: von Benjamin Czechanowicz Schüler der Volksschule in Wreschen.)

II.

Gold, das edelste Metall,
Nennt mich jeder überall,
Kaum hast du mich ausgesprochen,
Hast du mich auch schon gebrochen.
Kind, bist du vereint mit Alten,
Sollst du mich auch immer halten,

F.

III.

Mit E steht's grün und kräftig da,
Verbrenn's, so wird aus E ein A.



Briefkasten
des „Onkel Jugendfreund".

Alle Zuschriften sind mit folgender Adresse zu versehen:

Redaktion
des Israel. Jugendfreund
Berlin N., Weinbergsweg 11 D.

Franz Mühsam z. Z. Aussee. Der ausfürlichen Beschreibung Deiner Ferienreise sehe ich gern entgegen. M. ist wohl dein Vetter aus München. Besten Gruß!

Grete Keßler, hier. Das ist brav! Die Hefte sind bereits abgegangen. Deinen und Deiner lieben Eltern Gruß erwiedere ich hiermit.

H. Glück in Grätz. Dein Rätsel ist angenommen. Grüße in W. Herrn Spiewkowski von mir.

Rich. M. z. Z. in Binz. Ich gratuliere Dir bestens nachträglich. Hast Du die Hefte erhalten? Auf den Bericht über Deine Erlebnisse auf Rügen freue ich mich.

Emilie Schülein, Melanie Meyer, James Pick, Jenny Rosenau; Eure Dankschreiben für die Prämien, die Euch gefallen haben, sind mir richtig zugegangen.

S. Blumann z. Z. Ahlbeck. Giebt es in Ahlbeck keine schöneren Karten, Du kleiner Schelm?

Ernst Collin, hier. Die nächste Gelegenheit, einen Preis zu erwerben, wird Euch durch ein Preisrätsel geboten werden, das ich Euch noch im Laufe dieses Quartals aufgeben werde. Von Deinem Wohnungswechsel ist Kenntnis genommen.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Flan... Berlin N., Weinbergsweg 11 D.
Druck von L. Wechselmann, Berlin ... Neue Schönhauserstr. 11.